

Maria Fritsche

Von der Verantwortung zum Widerstand. Ein Denkanstoß zum Gedenktag gegen Gewalt und Rassismus

Vor 70 Jahren endete der Zweite Weltkrieg, und mit Beginn dieses Jahres wurden die Stimmen wieder lauter: Die Stimmen, welche einen Schlusstrich fordern, die Stimmen, welche sagen, dass sie genug haben von diesem ständigen Erinnern, der Vergangenheitsbewältigung, den Aufrufen zum Gedenken. 70 Jahre nach Kriegsende muss es auch mal genug sein! Man soll nicht immer in diesen alten Sachen herumwühlen. Und: Was geht uns das überhaupt noch an?

Wir gedenken heute – am 5. Mai – der Opfer nationalsozialistischer Verfolgung. Österreich ist es oft schwer gefallen, sie angemessen zu würdigen. In den ersten Nachkriegsjahren war der Blick zu sehr auf die eigenen Nöte, auf das eigene Fortkommen gerichtet. Zu gerne sah man sich selbst als Opfer und schob die Verantwortung für die Verbrechen einigen wenigen Fanatikern zu. Und als es den Österreichern und Österreicherinnen wieder besser ging, da wollte man erst recht nicht mehr an die NS-Zeit erinnert werden und auch nicht darüber nachdenken, inwieweit man vielleicht selbst mitverantwortlich dafür gewesen war, dass diese Menschen verfolgt wurden.

Jene, welche die nationalsozialistische Verfolgung überlebt hatten, wurden in Österreich nicht als Helden gefeiert. Im Gegenteil. Sie verkörperten das schlechte Gewissen der Österreicher. Ihre bloße Präsenz erinnerte an die Vergangenheit, die man ja so gerne vergessen wollte. Man wollte diese Vergangenheit vergessen, weil sie einerseits Erinnerungen an materielle Not, an den Verlust von geliebten Menschen, an Zwang und Unfreiheit wachrief. Man wollte sie aber auch vergessen, weil ein Erinnern auch bedeutet hätte, sich mit unangenehmen Fragen auseinanderzusetzen:

Etwa mit der Frage, ob man selbst, oder ob Mitglieder der eigenen Familie das nationalsozialistische Regime und seine menschenverachtende Politik in irgendeiner Form gestützt hatte? Hatte man vielleicht davon profitiert, als die Nazis die Macht an sich rissen, weil man plötzlich wieder Arbeit fand, ein paar Tage auf Urlaub fahren konnte, einen schönen Teppich oder Kasten billig kaufen konnte, der den Juden gestohlen worden war? Oder dachte sich, das geht mich nichts an, wenn man hörte, dass der Nachbar oder Arbeitskollege von der Gestapo abgeholt worden war? Oder blieb man in der Kirche sitzen, wenn der Pfarrer von der Kanzel den Soldatentod glorifizierte und die Gläubigen zum Gehorsam gegenüber der nationalsozialistischen Kriegsobrigkeit aufrief?

Auf die Forderung von Überlebenden nach Anerkennung, nach Aufarbeitung der Vergangenheit, reagierte die österreichische Gesellschaft sehr lange mit Ablehnung oder mit Gleichgültigkeit. Es gab weiterhin eine Kluft zwischen der Mehrheitsgesellschaft, die sich mit der Vergangenheit nicht beschäftigen wollte, und einer Minderheit von Verfolgten. Die Schwierigkeit, hier zu einer Verständigung zu kommen, hat Leo Eitinger, ein namhafter norwegischer Psychiater, der selbst von den Nazis nach Norwegen geflohen war, in seinen Arbeiten zum KZ-Trauma beschrieben: Die Gesellschaft will vergessen, während die Überlebenden, die einem oft unglaublichen Maß an Gewalt, Strapazen, Entbehrungen ausgesetzt gewesen waren, einfach nicht vergessen *können*.¹ Sie können die physischen und psychischen Schäden, die sie in der Haft oder während der Verfolgung erlitten haben, nicht hinter sich lassen. Um eine Aussöhnung zu erreichen und zu einer gut funktionierenden Gesellschaft zurückzufinden, muss aber das Vergangene diskutiert werden, müssen die Schmerzen und Verluste, welche die Opfer erlitten haben anerkannt und so gut wie möglich gelindert werden. Doch das passierte nur in sehr geringem Masse.

Stattdessen wurden die Rufe der Opfer nach Anerkennung oft ignoriert oder abgeschmettert. Die Beweislast wurde *den Opfern*, nicht den Tätern auferlegt. Die *Opfer* mussten beweisen, dass sie zu Unrecht verfolgt worden waren; von wem, wie oft und wann genau sie inhaftiert oder misshandelt worden waren; was und von wem ihnen etwas gestohlen worden war. Komplizierte Antragsverfahren für Entschädigungszahlungen oder die Rückgabe von gestohlenem Vermögen machte es den Opfern sehr schwer, zu ihrem Recht zu gelangen. Obwohl der Unrechtscharakter des NS-Regimes, das Ausmaß seiner Verbrechen so offensichtlich war, argumentierte das offizielle Österreich im Zweifelsfall für die Täter und gegen die Opfer.

In diesem gesellschaftlichen Klima wurden die Opfer selbst zu Zielscheiben von Angriffen und Kritik. Es war, so schreibt der Friedensnobelpreisträger Elie Wiesel, als müssten sich die Überlebenden dafür verteidigen, dass sie die Folter, den Hunger, die Zwangsarbeit überlebt hätten.² Als müssten sich die Opfer dafür rechtfertigen, dass sie in Lager geschickt oder von nationalsozialistischen Gerichten verurteilt worden waren.

Für die Menschen, die in den KZs, Gefängnissen, Zwangsarbeiterlagern und Strafkompanien vegetierten oder sich vor den Verfolgern verstecken mussten, bedeutete der Frühling 1945, der den Sieg der Alliierten über die Wehrmacht brachte, eine wirkliche Befreiung. Doch die Befreiung brachte nicht die erhoffte Rückkehr in ein normales Leben. Für viele ging die Verfolgung weiter, nur unter anderen Vorzeichen. Neben den massiven gesundheitlichen Schäden und psychischen

¹ Eitinger, L. (2002). Holocaust Survivors in Past and Present. In M. Berenbaum & A. J. Peck (Hg.), *The Holocaust and History: The Known, the Unknown, the Disputed and the Re-examined*. Bloomington: Indiana University Press, 767-784, S. 774.

² Wiesel, E. (1978), *A Jew Today*. New York: Vintage Books, S. 242.

Traumata, welche die Opfer ein Leben lang begleiteten, waren sie auch Demütigungen und Diffamierungen im Alltag ausgesetzt. Umständliche Antragsverfahren um mickrige Opferrenten oder dürftige Zuschüsse. Diskriminierung bei der Stellensuche mit Verweis auf die Haft. Dazu schiefe Blicke, Misstrauen, aber auch Neid über die vermeintliche Besserbehandlung von Juden und „KZ-lern“. Ob in Amtsstuben, Personalbüros, Stammtischen oder in Geschäften: überall in Österreich begegneten die Opfer offener oder versteckter Ablehnung, wurde ihre Integrität in Frage gestellt. Teilweise bis heute noch. Anti-semitische Vorurteile, nationalsozialistische Argumentationsmuster sind, man glaubt es kaum, noch immer weit verbreitet. Man muss sich nur in seiner Umgebung umhören. Selbst in diesem Land gibt es Politiker, die ungestraft mit diffamierenden Ausdrücken wie „Exiljude“ billigen Populismus betreiben und damit alte Nazistereotypen bestätigen können.

Wie sehr diese ignorante Haltung, das fehlende Bewusstsein für das Geschehene die Opfer und ihre Angehörigen belastet, habe ich selbst in vielen Gesprächen mit Zeitzeugen erlebt. Sie leiden darunter, dass die Schuldigen nicht zur Rechenschaft gezogen wurden. Sie leiden aber auch darunter, dass ihnen oft abgesprochen wurde, überhaupt Opfer zu sein!

OPFER oder Verräter?

Wenn in Österreich von Opfern gesprochen wird, dann meinen viele immer noch die Kriegsoffer, die gefallenen Soldaten. Niemand in diesem Land hat ein Problem mit dem Gedenken an die gefallenen Soldaten der beiden Weltkriege. In jedem Dorf steht ein Kriegerdenkmal, das daran erinnert, wer aus diesem Dorf sein Leben lassen musste für „Volk und Vaterland“, manchmal auch für den Führer oder den Kaiser, wie auf den Inschriften noch manchmal zu lesen ist. Sie mussten sterben, weil – wie im Ersten Weltkrieg – ein Kaiser, oder – wie im Zweiten Weltkrieg – ein „Führer“ beschlossen hatte, einem anderen Land den Krieg zu erklären und dafür seine Bürger in den Tod schickte. Die Kriegerdenkmäler erinnern nicht nur an die Gestorbenen. Sie erinnern uns auch daran, welches Leid diese Kriege über die Menschen gebracht haben. Sie erinnern uns an den Wert des Friedens.

Doch warum tut sich Österreich, tut sich auch Vorarlberg so schwer jenen zu gedenken, die nicht als Soldat der Wehrmacht für Adolf Hitler gestorben sind? Sondern die gerade deswegen ermordet wurden, weil sie *nicht* für Hitler, für die Wehrmacht, für Nazideutschland sterben wollten?

Wenn ich hier die Deserteure als Opfergruppe herausgreife, so tue ich das nicht, um sie als besondere oder bessere Opfer darzustellen. Ich habe auch nicht die Absicht, sie zu Helden oder Widerstandskämpfern zu verklären. Der Grund, wieso ich hier die Deserteure erwähne ist, weil sie zu jenen Opfern nationalsozialistischer Verfolgung gehören, die in Österreich sehr lange,

viel zu lange auf eine Anerkennung warten mussten. So lange, in der Tat, dass kaum einer dies miterlebte. Erst 2009 wurden die NS-Urteile gegen Deserteure explizit als rechtswidrig aufgehoben. Und dies auch nur deshalb, weil eine Gruppe engagierter Menschen jahrelang dafür gekämpft hat.

Die Deserteure hatten es besonders schwer, gehört zu werden. Die Tatsache, dass diese Soldaten sich geweigert hatten, weiterzukämpfen, an die Front zurückzukehren und für die Anliegen des nationalsozialistischen Regimes zu sterben und zu töten, wurde ihnen nach dem Krieg oft zum Vorwurf gemacht. Sie hätten ihre Kameraden im Stich gelassen. Sie seien Feiglinge. Sie seien Verräter. Sie seien Kriminelle.

Viele Wehrmachtsdeserteure, die ihre Verfolgung überlebt hatten, bekamen diese Vorwürfe ihr ganzes Leben lang zu hören. Ich habe im Verlauf der letzten 17 Jahre mit einigen Deserteuren lange Gespräche geführt. Es war oft sehr schwierig, an sie heranzukommen, weil viele nur ungern über ihre Fahnenflucht sprachen. Sie fürchteten aufgrund früherer Erfahrungen negative Auswirkungen. Die Gespräche waren für viele Opfer aufreibend und emotional, denn sie redeten selten oder niemals über das Vergangene.

Was jedoch ganz deutlich wurde, war, dass diese Menschen nicht nur unter den Nachwirkungen der Verfolgung litten, sondern, dass sie mindestens so sehr unter dem Verhalten ihrer Mitmenschen nach dem Krieg litten. Sie reagierten auf die Ablehnung, die ihnen von vielen Seiten entgegenschlug, unterschiedlich: manche mit Zorn, manche mit Verdrängung, manche mit großer Bitterkeit über das erfahrene Unrecht. Manche schämten sich auch oder bereuten ihre Desertion, die ihnen ihr späteres Leben so erschwerte.

Tobias Studer, ein 20jähriger Knecht aus Blons im Grosswalsertal, der 1942 zur Wehrmacht eingezogen wurde und dann zwei Jahre lang an der Ostfront kämpfte und dabei zweimal verwundet wurde, wies den Vorwurf, ein Feigling, ein Verräter zu sein, – zurecht! – energisch zurück. Nach einem Lazarettaufenthalt wollte er nicht mehr an die Front zurückkehren. Im September 1944 entschloss er sich, sich in seinem Heimattal zu verstecken. Er war immer unterwegs, jeden Tag woanders, bei Schnee und Regen, auf der Suche nach etwas zu Essen, nach einem sicheren Schlafplatz in Heuställen oder Maisäßen. Er erhielt Unterstützung von Verwandten und Bekannten, die sich damit selbst in Gefahr brachten. Aber er lebte immer in der Angst, verraten oder angezeigt zu werden. Mehrmals entkam er nur knapp den Gendarmerie- und Gestaporazzien, die nach den flüchtigen Soldaten jagten. Diesen Suchaktionen fielen mehrere Grosswalsertaler Deserteure zum Opfer, die gefasst und hingerichtet wurden. Als ich ihn einmal fragte, wie er reagiere, wenn ihm Leute vorwerfen, er sei feige gewesen, meinte er: „Sie hören es nicht gerne! Aber sie sind *auch* zu feig gewesen, um DA zu bleiben, um dagegen zu schaffen! Die sind zu feige gewesen.“

Sind Deserteure Verräter, die, anders als die gefallenen Soldaten, kein Denkmal verdienen? Wen oder was hat der Textilarbeiter August Weiss aus Dornbirn verraten, als er noch während seiner Ausbildungszeit im Februar 1941 die Entscheidung traf, dass er als Antimilitarist nicht in der Wehrmacht dienen könne. August Weiss versuchte nach Liechtenstein zu flüchten, wurde von einer Patrouille in Frastanz verhaftet und dann von einem Militärgericht wegen Fahnenflucht zu einer langen Zuchthausstrafe verurteilt. Er wurde in den berüchtigten Emslandlagern inhaftiert, wo er Zwangsarbeit unter furchtbaren Bedingungen verrichten musste. Er kam dann in ein Zuchthaus, wo er auf 35kg abmagerte und wurde dann in sein sogenanntes Bewährungsbataillon an die Ostfront überstellt, wo er vier Mal verwundet wurde. August Weiss kehrte erst im Oktober 1946 aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft heim. Ist August Weiss ein Verräter?

Soldaten wie Tobias Studer oder August Weiss waren keine Widerstandskämpfer. Sie bezeichneten sich selbst auch nie als solche. Sie waren aber auch keine Verräter oder Feiglinge, denn sie wussten genau, dass auf Desertion die Todesstrafe oder die berüchtigten Straflager und Strafbataillone standen. Obwohl die meisten Deserteure Angst davor hatten, gefasst zu werden, desertierten sie dennoch, weil sie nicht anders konnten. Weil die Angst vor der Front schlimmer war, als die Angst vor einer möglichen Todesstrafe. Weil sie einfach genug hatten vom Krieg. Oder weil sie es, wie August Weiss, nicht mit ihrem Gewissen vereinbaren konnten. Oder weil sie sich bessere Chancen ausrechneten und auf den raschen Sieg der Alliierten hofften, damit sie wieder ein normales Leben in Frieden führen konnten.

Egal welche konkreten Motive und Überlegungen ihrer Fahnenflucht zugrunde lagen, sie taten etwas, das in der Diktatur des Dritten Reiches großen Mut erforderte, nämlich zu sagen: bis hierher und nicht weiter. Ich mache nicht mehr mit. Sie kündigten Hitler und seiner Wehrmacht die Gefolgschaft auf. Das nationalsozialistische Regime erklärte sie deswegen zum Feind, den es auszumerzen galt. Die Militärjustiz als Teil des nationalsozialistischen Machtapparates ahndete diese Vergehen mit härtesten Strafen, führte Verfahren gegen die Soldaten, die aller Rechtmäßigkeit Hohn sprachen. Fällte tausende Todesurteile zur Abschreckung und, wie sie argumentierten, um die Manneszucht aufrechtzuerhalten. Die Militärgerichte hüllten all das Unrecht in einen Mantel scheinbarer Rechtmäßigkeit und richterlicher Unabhängigkeit. Erst 2005 wurde in Österreich mit dem Anerkennungsgesetz die Urteile der Militärgerichte als unrechtmäßig aufgehoben (auch wenn eine explizite Nennung der Deserteure vermieden und damit deren Rehabilitierung nicht deutlich genug gemacht wurde).

Gedenken an Widerstand und Verfolgung in Vorarlberg

Es hat auch in Vorarlberg sehr lang gedauert, bis zumindest einzelnen Opfern des NS-Regimes öffentliche Anerkennung gezollt wurde: ich denke da an das 1991 eröffnete jüdische Museum in Hohenems. Oder an die Gedenktafel für den hingerichteten Widerstandskämpfer Johann August Malin, die erst 2002, nach vielen Widerständen, in Satteins enthüllt werden konnte. Dass es dazu kam, haben wir sehr engagierten Personen oder Gruppen wie der Johann-August-Malingesellschaft zu verdanken, die viel Energie und Zeit investierten, um die Geschichte aufzuarbeiten und den Opfern ihre Würde zurückzugeben.

Heute wurde uns das Konzept eines Widerstandsdenkmals vorgestellt, das in Bregenz errichtet werden soll. Man kann zu Denkmälern stehen, wie man will, aber dieses Denkmal ist ein Zeichen. Ein Zeichen des Respekts, der Anerkennung, eine Erinnerung an die Opfer, die die Verfolgten des NS-Regimes gebracht haben.

Doch wem genau wird mit diesem Denkmal gedacht? Die Ausschreibung und Auswahl erfolgte unter dem Titel eines „Widerstandsmahnmals“. Es soll erinnern an jene, die Widerstand geleistet haben im Dritten Reich und deutlich machen, dass es Menschen gab, die den Mut hatten, sich gegen das Regime zu stellen. Menschen, die aufbegehrten, die das Regime oder seine Pläne offen kritisierten, die aktiv Widerstand leisteten, indem sie Flugblätter verteilten, die Produktion sabotierten, Verfolgte versteckten.

Es ist höchste Zeit, dass Vorarlberg diesen Menschen, die für ihren Einsatz oft mit ihrem Leben bezahlten, an einer zentralen Stelle ein öffentliches Andenken setzt. Ein Symbol, das auch zum Ausdruck bringen soll, dass wir sie nicht vergessen haben und dass wir ihnen für ihren Widerstand dankbar sind. Denn es sind auch ihre Leistungen, welche dazu beigetragen haben, dass wir heute in einem freien, demokratischen Land in großem Wohlstand leben.

Doch was ist mit denen, die *nicht* aus tiefer politischer Überzeugung nicht mehr kämpfen wollten, sondern weil sie genug vom Krieg hatten? Weil sie das Militär oder das alltägliche Elend eines Soldatenlebens an der Front nicht mehr aushielten? Weil sie nicht mehr töten wollten? Weil sie Angst vor dem Tod hatten, oder Heimweh, oder Sorge um ihre Familie daheim? Die deshalb nach dem Heimaturlaub oder Lazarettaufenthalt nicht mehr einrückten und sich versteckten? Die ihre Ausweise und Urlaubsscheine fälschten und sich im Hinterland herumtrieben, immer auf der Hut nicht aufzufallen und verhaftet zu werden? Die lieber die lebensgefährliche Flucht zum Gegner wagten, als weiter in den Reihen der deutschen Wehrmacht zu kämpfen?

Wir wissen nicht genau, wie viele Soldaten versuchten, sich dem Dienst in der Wehrmacht zu entziehen: durch Kriegsdienstverweigerung, Fahnenflucht oder Selbstverstümmelung. In den Augen der Nazi-Führung und der Wehrmachtsführung waren diese Soldaten ein *politischer* Feind. Denn diese Soldaten schwächten die Kampfkraft der Wehrmacht und machten den „Endsieg“

unwahrscheinlicher. Sie unterminierten die nationalsozialistische Herrschaft, weil sie dem Regime ihre Loyalität aufkündigten. Sie weigerten sich Hitlers Oberbefehl zu folgen und stellten damit seinen Herrschaftsanspruch in Frage. Deswegen wurden diese Menschen gnadenlos verfolgt und aufs Härteste bestraft. Mindestens 22 000 Wehrmachtsdeserteure verurteilten die Militärgerichte im 2. Weltkrieg zum Tode. Viele zehntausende mehr zu langjährigen Zuchthausstrafen, was die Einweisung in KZ-ähnliche Straflager oder Strafbataillone bedeutete.

Jahrzehntelang wurden diese Opfer in Österreich vollkommen ignoriert. Jahrzehntelang wurden sie in der Öffentlichkeit dafür diskreditiert, dass sie nicht dabeigeblichen waren, nicht weiter gekämpft hatten für den Sieg der Wehrmacht. Auch wenn ein solcher Sieg den Untergang Österreichs und Europas bedeutet hätte. Dass wir heute in einem freien Land in Frieden leben, verdanken wir ein Stück weit auch diesen ungehorsamen Soldaten.

Und deshalb möchte ich dazu aufrufen, dieses Widerstandsdenkmal *nicht nur* als Denkmal zu sehen, dass an jene erinnert, die aktiv gegen die inhumane nationalsozialistische Herrschaft gekämpft und sie öffentlich angeprangert haben.

Ich möchte hier den Widerstand, den aktiven politisch oder religiös oder humanistisch motivierten Widerstand, der sich offen gegen die nationalsozialistische Diktatur wendete, keinesfalls kleinreden. Ich will den Begriff auch nicht verwässern, indem ich alle Handlungen, die in irgendeiner Form als widerständig eingestuft werden könnten, als Widerstand bezeichne. Aber ich möchte daran erinnern, dass die Deserteure und andere ungehorsame Soldaten brutal verfolgt wurden, weil sie der NS-Führung ihre Gefolgschaft verweigerten. Ich möchte unterstreichen, dass sowohl ihre Verfolgung im „Dritten Reich“ als auch ihre Diskriminierung nach dem Krieg ein großes Unrecht war. Dass ihre Entscheidung zu desertieren nachvollziehbar, legitim war, ja sogar als positiv bewertet werden kann.

Denn indem sie aus der Masse heraustraten, die Wehrmacht eigenmächtig verließen, setzten sie dem totalen Herrschaftsanspruch der Nationalsozialisten ihren eigenen Willen entgegen. Diese Sehnsucht nach Freiheit, nach Selbstbestimmung versuchte die NS-Diktatur mit allen Mitteln zu ersticken. Dass ihr das letztendlich nicht gelungen ist, soll auch dieses Denkmal zum Ausdruck bringen, indem es an alle Verfolgten des Nationalsozialismus erinnert, die so lange auf Anerkennung warten mussten und teilweise immer noch darauf warten.

Es geht nicht darum, die vielen Österreicher, die bis Kriegsende in der Wehrmacht gedient hatten, zu diskreditieren oder ihnen einen Vorwurf zu machen. Es geht auch nicht darum, wie bereits gesagt, Wehrmachtsdeserteure zu Helden oder Widerstandskämpfern zu stilisieren. Es geht darum ihr Handeln *ganz objektiv* zu beurteilen: mit Blick auf die Rolle, welche die Wehrmacht im nationalsozialistischen Deutschland spielte; mit Blick auf die Verbrechen, an welchen die Wehrmacht beteiligt war, mit Blick auf den Unrechtscharakter der NS-Militärjustiz.

Es geht darum jenen Soldaten, die sich entschieden bei diesem verbrecherischen Krieg nicht mehr mitzumachen, unseren Respekt zu zollen.

Das Erinnerungsdenkmal dient als Mahnung. Indem es auf die nationalsozialistische Diktatur verweist, erinnert es uns daran, wie wichtig es ist, totalitärem Gedankengut, egal welcher Couleur, Einhalt zu gebieten. Das ist *unsere Verantwortung zum Widerstand*. Die Verantwortung, anti-semitischen oder rassistischen Aussagen deutlich zu widersprechen. Zivilcourage zu zeigen, wenn Schwächere bedroht werden. Einzuschreiten, wo die fundamentalen Rechte von Menschen verletzt werden. Unsere Häuser jenen zu öffnen, die vor Gewalt, Unterdrückung und Krieg fliehen und bei uns Schutz und Zuflucht suchen.

Moralisch richtig zu handeln ist gewiss schwierig. Aber ein Denkmal wie dieses kann uns dabei helfen, indem es uns an das Geschehene erinnert. Denn dies ist ein weiterer Teil unserer Verantwortung: uns kritisch mit der Gegenwart und der Vergangenheit auseinanderzusetzen, *immer wieder*. Denn eines darf dieses Denkmal nicht sein: ein Schlusspunkt. Errichtet mit dem Hintergedanken, jetzt haben wir ja endlich das Denkmal, jetzt müssen wir uns nicht mehr damit beschäftigen. Jetzt können wir die Vergangenheit endlich abschließen. Es liegt in unserer aller Verantwortung, dass dies nicht geschieht.